



Ein waghalsiger Stunt wie in „Mission: Impossible“: Der kleine Bär Paddington muss bei voller Fahrt die Züge wechseln.

FOTO: JAY MAIDMENT / SUSIE ALLNUTT

Schreck lass nach

Dafür, dass alle heute so behütet aufwachsen, geht's im Kino ganz schön zur Sache. Können gruselige Filmszenen Kinder traumatisieren?

Im Januar kommt der Film „Paddington in Peru“ ins Kino, da sucht der kleine Bär in seiner alten Heimat nach einer Verwandten. Paddington wird auch von Kindern geliebt, die bei Erscheinen des ersten Teils vor zehn Jahren noch gar nicht auf der Welt waren. Falls die jetzt den ersten Teil nachholen wollen, sei ihren Eltern eine Warnung mit auf den Weg gegeben: Damals, bei seiner Ankunft in London, wollte Nicole Kidman als Tierpräparatorin den freundlichen Bären häutieren – um ihn ausgestopft ihrer naturhistorischen Sammlung einzuverleiben. Dazu jagt sie ihn, das Skalpell im Anschlag, durch ein nächtliches Museum. FSK-Altersfreigabe: ab null Jahren.

Muten Kinderfilme, weil sie möglichst alle Altersstufen unterhalten wollen, ihrem Kernpublikum manchmal zu viel zu? Kommen die Kleinen, weil ihre Eltern über die Weihnachtstages endlich mal wieder zusammen ins Kino gehen wollen, nicht nur verklebt von Cola und Nachosauce, sondern auch traumatisiert aus dem Saal?

Früher war ja bekanntlich alles besser, die Kneipen, das Bier, die Popmusik und die Kinderfilme sowieso. Wie bei allem anderen auch ist das im Fall der Kinderfilme eine Halbwahrheit. Richtig ist: In einer Welt mit drei öffentlich-rechtlichen Fernsehprogrammen und sonst nichts dominierten, abgesehen von ein paar Disney-Filmen im Kino, Importe aus Skandinavien die Bildschirme, Stichwort Astrid Lindgren, und aus dem Ostblock. Vor allem aus der verbliebenen Tschechoslowakei, die den Westen mit „Das Mädchen mit dem Besen“, „Pan Tau“ und in Koproduktion mit der DDR dem unkaputtbaren „Drei Haselnüsse für Aschenbrödel“ beglückte. Streamingdienste gab es nicht, nicht einmal Privatfernsehen.

Millionen ehemalige Kinder wissn noch, was mit Bambis Mutter geschah

Wer allerdings glaubt, früher sei alles immer nur beschaulich gewesen, liegt auch falsch. Es gibt kaum einen Zuschauer, egal ob er fünf Jahre alt ist oder 85, den es kaltlässt, wenn die Reh-Mutter im Disney-Trickfilm „Bambi“ erschossen wird – und der ist schon seit 1942 in Zirkulation. Die gesellschaftliche Übereinkunft ist: Wer den Tod von Bambis Mutter nicht schlimm findet, ist nicht ganz normal (in der Neunzigerjahre-Sitcom „Die Nanny“ fragte Fran Drescher ihre fiese Gegenspielerin: „War das für Dich eigentlich ein trauriger Moment? So insgesamt?“). Abermillionen ehemalige Kinder können sich an diesen Filmtod erinnern. Manche, aber eben keineswegs alle, waren danach reif für die Couch eines Therapeuten.

Trifft das auch auf die Dinge zu, die es im Zeitalter der Streamingdienste zu sehen gibt? Beispielsweise „Ninjago“. In der Animationsserie sind die Helden zwar Lego-Figuren, aber Kinder identifizieren sich trotzdem mit ihnen. Seit 2011 bekämpfen darin bunte Ninjas mit Superkräften hässliche Ganoven, fies lachende Samurai und eine Schlangearme, die nicht eben schonen inszeniert sind. Die Nerven von Kindergartenkindern, denen ihre Eltern abends auf gar keinen Fall so etwas Grausa-

mes wie Grimms Märchen vorlesen würden, strapaziert das durchaus. Die Altersempfehlung für „Ninjago“ lautet: ab 6 Jahren.

Für die Freigabe ist die FSK zuständig, das steht für freiwillige Selbstkontrolle. Die FSK ist nicht etwa eine Behörde, sondern gehört zu den Organisationen, mit denen sich die deutsche Filmbranche selbst organisiert. Wobei die Menschen, die die Filme prüfen, keineswegs alle Teil der Branche sein dürfen. Insgesamt sind 182 Prüfer:innen aus dem gesamten Bundesgebiet Teil der Prüferverbände bei der FSK. Sie kommen aus unterschiedlichen gesellschaftlichen Bereichen und Berufsfeldern, wie Jugendamtsleitung, Jugendbildung, Pädagogik, Kindermedizin oder Psychologie“, erklärt Peter Kuan, stellvertretender Geschäftsführer der FSK. Auch dabei sind ständige Vertreter der obersten Landesjugendbehörden.

Verändert haben sich, findet Stefan Linz, der Geschäftsführer der FSK, nicht die Grundsätze der Beurteilung, sondern die Filme selbst. „Die Medienlandschaft ist heute wesentlich vielfältiger, der Zugang zu Inhalten für Kinder einfacher, und entsprechend umfangreicher sind deren mediale Erfahrungen.“ Filme sind heute anders inszeniert, schneller und spannender geworden. Wenn sich die Sehgewohnheiten ändern, findet Linz, kann das „dazu führen, dass das Erzähltempo älterer Produktionen aus heutiger Sicht eher gemächlich wirkt.“ Die FSK versuche, den Schutz von Kindern und das Recht auf „Teilhabung am Kunst- und Kulturgut Film“ in Einklang bringen.

Und ob sich alle Eltern strikt an das halten, was die FSK empfiehlt, ist noch einmal eine ganz andere Frage. „Ninjago“ ist im Netflix-Kinderprogramm verfügbar und natürlich schreien viele, auch jüngere Kinder, „das!“ wenn sie die Serie auf dem Auswahl-Bildschirm entdecken. Sie kennen eben deren Bildwelt schon lange vor ihrem sechsten Geburtstag, von Lego-Sets, T-Shirts und Kostümen, die in den Kindergärten allgegenwärtig sind. Und weil die bunten Lego-Ninjas so kindgerecht wirken, lassen Eltern sich zwischen Abwasch und Ruhebedürfnis schnell mal zu einem „Okay, okay“ hinreißen.

Im Kino darf ein Film nur gezeigt werden, wenn er geprüft wurde. Öffentliche Kontroversen darüber, ob ein Film wirklich so kindgerecht ist, wie die Prüfungs-kommission befunden hat, sind allerdings selten. „Harry Potter und der Stein der Weisen“ war so ein Fall, aber das ist 23 Jahre her – ob es richtig war, den Film für Kinder ab sechs Jahren freizugeben, beschäftigte damals sogar den Bundestag. Und obwohl man seinerzeit in einem mit kleinen Kindern voll besetzten Saal durchaus spüren konnte, dass die Angst umging, blieb es dabei.

Und wie genau kommt die FSK nun zu einer Altersfreigabe? „Beispielsweise werden Spielfilme in Prüfausschüssen, bestehend aus fünf Personen, geprüft, die von der öffentlichen Hand, Bundes- und Landesministerien sowie von der FSK entsandt werden und ehrenamtlich tätig sind“, so Kuan. Der Film wird gesichtet, diskutiert, unter besonderer Berücksichtigung aller „jugendschutzrelevanten Aspekte und Wirkfaktoren“. Und dann gibt es, sozusagen als Überprüfung der Prüfung, das

„FSK Kinder- und Jugendpanel“ – das besteht aus Kindern zwischen zwölf und 15 Jahren. Das Panel tagte beispielsweise zu dem im Oktober angelaufenen Film „Venom: The Last Dance“ aus dem Spiderverse und kam zu demselben Schluss wie die erwachsenen Prüfer: Freigabe ab zwölf.

Nun sind aber Ängste, Nöte und Schrecken ein individuelles Phänomen. Genau so, wie es Erwachsene gibt, die Horrorfilme erbaulich finden, und solche, die der Spinnen-Schocker „Arachnophobia“ eine Woche lang um den Nachtschlaf bringt, reagieren auch Kinder sehr unterschiedlich. Und sie reagieren nicht nur auf tatsächliche Inhalte. Für Kinder kann es einen Unterschied machen, ob sie einen Film im heimischen Wohnzimmer sehen oder in einem Kinosaal, der ja so schon aufregend genug ist mit seiner Dunkelheit, dem lauten Ton, den großen Bildern. Spannung muss man aushalten können, auch die Komplexität einer Handlung kann so anstrengend sein, dass sie Kinder überfordert. Hinzu kommt, dass der Entwicklungsstand von Kindern desselben Alters höchst unterschiedlich sein kann, die Divergenz beträgt bis zu zwei Jahre. Wie genau einzelne Kinder reagieren, weiß man also einfach nicht.

„Ich sage den Eltern oft: Seid nicht selber so ängstlich.“

Müssen also letztlich die Eltern selbst ran und herausfinden, was für ihr Kind „altersgerecht“ ist? Absolut, findet Tobias Kurwinkel. Er forscht an der Universität Hamburg zum Kinder- und Jugendfilm – ein Forschungsgebiet, das es, wie er sagt, bis vor wenigen Jahren noch so gut wie gar nicht gab. Kurwinkel sagt: „Eltern und auch Lehrer, die einen Film im Unterricht zeigen wollen, sollten sich nie nur an die FSK-Freigabe halten. Man muss sich den Film selbst anschauen und überlegen, ob er für die spezifischen Kinder geeignet ist, denen man ihn zeigen will.“

Christian Exner, Medienpädagoge am Deutschen Kinder- und Jugendfilmzentrum in Remscheid, sieht das ähnlich: „Ich habe Kinder erlebt, die mit monströsen Drachen kein Problem haben, während sie das ‚Sams‘ gruselig finden, weil es eine Schweineass hat und sich übergriffig gegenüber Herrn Taschenbier verhält.“ Manchmal seien es auch Szenen vom Bruch einer Freundschaft oder dem Verlust eines Tieres, die Kinder emotional stark treffen – weil sie etwas Ähnliches vielleicht selbst gerade erleben.

Eine Freigabe für sehr kleine Kinder werde, so Michael Schmidt, einer der ständigen Vertreter der obersten Landesjugendbehörde bei der FSK, „in den Ausschüssen der FSK mit großer Aufmerksamkeit und Sorgfalt diskutiert“. Kleine Kinder bräuchten „eine geradlinige, episodisch ausgerichtete Erzählweise sowie eine ausgewogene Balance zwischen spannenden und entlastenden Szenen“. Wichtig sei auch, dass sich die spannenden Momente und Konflikte positiv auflösen, positive Hauptfiguren und ein „überzeugendes Happy End“. Auch Schnitt, Ton, Musik dürfen nicht allzu aufregend sein. Schmidt findet, „Paddington“ erfülle das – der Bär sei stark, höflich und hilfsbereit, „Span-

nungs- und Bedrohungsmomente werden zeitnah aufgelöst und durch die farbenfrohe Gestaltung, humorvolle Szenen sowie durch die verhaltene audiovisuelle Machart deutlich abgemildert. Die Tatsache, dass der Bär sich immer selbst helfen kann, wirkt darüber hinaus entlastend.“ Schreck lass nach!

Nun sind Überforderung, Langeweile, Erschrecken und langfristige Traumata völlig unterschiedliche Phänomene. Nicht alle müssen unbedingt vermieden werden. Tobias Kurwinkel sieht sogar etwas Gutes in einem gewissen Grusel: „Fürcht ist nicht nur negativ. Im bildungspsychologischen Sinne gehört der Umgang mit ihr zu den Entwicklungsaufgaben – es ist wichtig für Kinder, sagen zu können: Ich kann das aushalten.“

Der Film als Trainingscamp fürs wahre Leben? Auch Christian Exner sieht im Film großes Potenzial, gerade für sensible junge Menschen. „In der Wissenschaft wird die Wirkung von Filmen eher als kurzzeitiger Impuls betrachtet – so auch die Verängstigung: In den meisten Fällen legt sich der Schreck schnell.“ Es sei ein geradezu unvermeidbarer Bestandteil filmischer Erzählens, dass Konflikte und Probleme der Figuren thematisiert würden. „Und man kann es auch so sehen: Gerade Kinder, die sich schnell ängstigen, können sich über Filme relativ kontrolliert mit schwierigen Themen auseinandersetzen“ – und Techniken des Selbstschutzes trainieren: Augen zuhalten, das Gespräch mit und die Nähe zu vertrauten Personen suchen. Sich disziplinieren, mit der Erkenntnis: „Ist doch alles nur ein Film.“

Zwischen „Pan Tau“ und „Paddington“ liegt auch die Globalisierung. Zu Zeiten der Ostblock-Kinderfilme gab es sogar manchmal Nacktheit – die kommt heute so gut wie nicht mehr vor. Nicht, weil die FSK sie ablehnen würde, sondern weil das in anderen Teilen der Welt ein Problem wäre. Und Kinderfilme werden oft so produziert, dass sie für einen möglichst breiten Markt verkäuflich sind. Das ist so ähnlich wie mit den chinesischen Bösewichten in Hollywood-Filmen für Erwachsene – die gibt es auch nicht mehr, weil die Studios ihre Filme gerne nach China verkaufen möchten.

Der zweite Trend, der dadurch entstanden ist, ist das Family-Entertainment – Filme, die wie „Shrek“ von vornherein so gemacht sind, das man sie zwar ohne Altersfreigabe zeigen kann, die Eltern aber auch etwas zu lachen haben. Auch, wenn manche Gags an den Kindern vorbeigehen. Christian Exner sieht da einen erheblichen Unterschied der Filmkulturen: „Es ist die Stärke des europäischen Films, Kinder wirklich in ihrer Welt zu adressieren. Gerade in Skandinavien und den Niederlanden entstehen so sehr gute Kinderfilme.“

Letztlich haben sich nicht nur die Filme, sondern auch die Eltern verändert. Vielleicht haben die sich früher einfach weniger Gedanken gemacht, welche Auswirkungen Filme haben könnten. „Ich sage den Eltern oft: Seid nicht selber so ängstlich“, erzählt Christian Exner. Wenn ein Kind sich in einem Film erschreckt, müsse man nicht gleich den Kinosaal verlassen. „Oft bringt man das Kind so um eine wichtige Erfahrung: Der Film macht auch wieder eine Wendung, der Konflikt wird gelöst, es gibt ein gutes Ende.“

Kathleen Hildebrand, Susan Vahabzadeh